

Einleitung

I.

Der ehemalige Kaiser Wilhelm II. und der Ethnologe Leo Frobenius standen von 1923 bis zu Frobenius' Tod im August 1938 in engem Gedankenaustausch. Er vollzog sich zum einen durch regelmäßige Besuche des Forschers an Wilhelms Exilsitz Haus Doorn in den Niederlanden und zum anderen in einer reichen Korrespondenz. Deren Kern bilden die hier wiedergegebenen 121 Briefe des früheren Monarchen und 96 Antwortschreiben des Forschers. Er ist in eine Überlieferung von über 2000 Schreiben eingebettet, die aus ihrer jeweils engsten Umgebung stammen oder in sie gerichtet sind, also von Ehepartnern, Mitgliedern des Exil-„Hofstaats“ und Mitarbeitern des von Frobenius begründeten „Instituts für Kulturmorphologie“ sowie an diesen Personenkreis. Teilweise sind auch diese Briefe und Telegramme ein integraler Bestandteil der Kommunikation zwischen Wilhelm II. und Frobenius. An den Anmerkungen des ehemaligen Kaisers kann man beispielsweise erkennen, daß er einen Großteil dieser an seinen „Hof“ gesandten Briefe gelesen hat, als seien sie an ihn direkt gerichtet. Und zu einer Antwort Editha Frobenius' auf ein Schreiben des ehemaligen Kaisers existiert ein Entwurf von der Hand ihres Mannes.¹ In den vorliegenden Band konnten aus diesem Umfeld nur einzelne Briefe aufgenommen werden, die entweder für den Gang des Gesprächs zwischen dem früheren Herrscher und dem Forscher von außerordentlicher Bedeutung sind oder ihr Verhältnis besonders eindrücklich beleuchten. Die Mitteilungen, die zwischen den beiden Hauptpersonen direkt gewechselt wurden, werden dagegen komplett ediert – auch die wenigen unter ihnen, die lediglich Glückwünsche oder Feriengrüße enthalten. Diese kleineren Gelegenheitsschreiben sind inhaltlich zwar weniger aufschlußreich, verdeutlichen aber Art und Intensität des Verhältnisses zwischen den Korrespondenten.

Die hier erstmals publizierten Schriftstücke sind Zeugnisse einer außergewöhnlichen und engen Beziehung, deren Entwicklung und Verlauf durch sie sehr weitgehend rekonstruiert werden kann. Weil Vorschriften seines Gastlands den ehemaligen Kaiser an seinen Exilsitz Huis Doorn und dessen nähere Umgebung banden, blieben nämlich die Möglichkeiten zur persönlichen Begegnung stark beschränkt. Außerdem finden sich nur wenige Hinweise auf fehlende Briefe, so daß ein Großteil der Kommunikation zwischen den beiden Korrespondenten in den hier vorgelegten Schriftstücken erfaßt wird.

Der Nachlaß des Ethnologen, den das Institut, das heute seinen Namen trägt, in Frankfurt am Main bewahrt, ist zwar reich an Aufzeichnungen und Forschungsmaterial, doch aus der dort überlieferten Korrespondenz sticht eine annähernd komplette Briefreihe heraus, nämlich diejenige der Kommunikation mit Wilhelm II., zu der nicht nur die empfangenen Schreiben, sondern auch Durchschriften der versandten gehören. Nirgends sonst ist der Forscher in einem so intensiven Zwiegespräch mit einem Zeitgenossen zu beobachten.

¹ Nr. 100a.

Anders steht es um den Nachlaß des Exilmonarchen, der sich in Het Utrechts Archief im niederländischen Utrecht befindet: Im Bewußtsein, daß er einer historischen Persönlichkeit angehöre, wurden noch die kleinsten Notizzettel seines „Hofstaats“, Umschläge und alltäglichste Dokumente aufgehoben. Der Stellenwert des Briefwechsels mit Frobenius läßt sich so deutlich vermessen. Wilhelms besondere Interessen finden darin ihren Niederschlag, daß in seinem Nachlaß 44 Archivmappen mit Korrespondenz über „kultur-historische Sachgebiete“ überliefert sind, denen eine einzelne Mappe zu naturwissenschaftlichen Fragen gegenübersteht. Das Schwergewicht liegt hier auf der Altertumskunde, insbesondere dem Einfluß des Orients auf die Antike.² Dieses Verhältnis spiegelt sich auch in den Veröffentlichungen des Exilmonarchen: Außer den Memoirenpublikationen, einem ebenfalls seiner persönlichen Entlastung dienenden zeithistorischen Tabellenwerk und einer Familiengeschichte³ publizierte Wilhelm nur kulturhistorische Texte, die in enger Zusammenarbeit mit Frobenius entstanden waren.⁴

Das Verhältnis der beiden ging dabei aber über solche Zusammenarbeit und bloßes Mäzenatentum bald hinaus. Die Briefe nehmen einen ausgesprochen informellen Charakter an: Wilhelm exotisiert sie beispielsweise, indem er in der Art Karl Mays arabische Interjektionen wie „Inschallah“ oder „Hamdulillah“ einfügt⁵ oder ein Schreiben, das Frobenius auf einer Expedition erreichen soll und in dem er ihn als „großer Scheich“ anredet, „an Seine Exzellenz Professor Frobenius, Sahara in Erster Oase, um die Ecke links, wo das Kamel davorsteht, Nordafrika“ adressiert.⁶ Man spricht auch über Alltäglichkeiten und die eigenen Beschäftigungen, über den von Wilhelm besonders geliebten Garten in Doorn, das Wetter und immer wieder über Gesundheit – besonders die des zunehmend leidenden Frobenius.⁷ Als dieser sich in einem etwas schiefen Bild wie einen

² Ausdrücklich bestätigt Wilhelm dies auch in Nr. 22a, wenn er seinem Adjutanten Niemann in einem fingierten Interview diese Worte in den Mund legt: „Euere Majestät haben archäologischen Studien immer ein besonderes Interesse entgegengebracht, und als leitenden Grundgedanken herausgestellt: die Feststellung der Wurzeln, aus denen sich die hellenische, antike Kunst entwickelt hat, und das Schlagen oder Finden einer Brücke, um den Einfluß des Ostens auf den Westen in kultureller Beziehung zu ergründen.“ S.a. u. S. 26.

³ Ereignisse und Gestalten aus den Jahren 1878–1918, Leipzig 1922; Aus meinem Leben. 1859–1888, Leipzig 1927; Vergleichende Geschichtstabellen vom Jahre 1878 bis zum Kriegausbruch 1914, Leipzig 1921; Meine Vorfahren, Berlin 1929.

⁴ Erinnerungen an Korfú, Berlin 1924; Die chinesische Monade, ihre Geschichte und ihre Deutung, Leipzig 1934; Studien zur Gorgo, Berlin 1936; Vergleichende Zeittafeln der Vor- und Frühgeschichte Vorderasiens, Ägyptens und der Mittelmeerländer, Leipzig 1936; Das Königtum im alten Mesopotamien, Leipzig 1938 und Ursprung und Anwendung des Baldachins, Amsterdam 1939. Bei dem als Privatdruck verteilten Vortrag Wilhelms „Das Wesen der Kultur. Vortrag Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm II. nach einer von Leo Frobenius für Seine Majestät verfaßten vorläufigen Skizze“ (Leipzig 1931) wird die Beziehung bereits im Titel deutlich.

⁵ Nr. 56, 96, 107, 109, 119, 122, 123, 124, 131, 137, 147, 148, 150, 152, 153, 159, 164, 168, 175, 177, 178, 183, 184, 189, 194, 195, 198, 199, 207, 208, 212, 213, 215, 216, 219, 220, 224, 225, 227, 228, 229, 232, 234, 236, 239, 241, 243, 245, 246, 248, 249, 250, 254, 255, 257 und 258; s.a. Nr. 28, 67, 200 und 235. Frobenius tut dies in Nr. 47, 55, 70, 120, 136, 141, 146, 151, 154, 161, 170, 173, 182, 186 und 211.

⁶ Nr. 148.

⁷ Nr. 1, 7, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 20, 26, 27, 29, 30, 42, 52, 53, 54, 56, 58, 60, 63, 65, 66, 74, 84, 102, 104, 119, 137, 139, 140, 141, 142, 151, 152, 168, 173, 203, 207, 209, 210, 212, 213, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 222, 230, 231, 237, 238, 239, 242, 245, 250, 252, 253, 254, 255, 256, 257 und 258.

Stein durch Europa fliegen sieht, antwortet der frühere Kaiser ihm mit einem launigen Gedicht auf fliegende Steine.⁸ Ein andermal ruft er Leo Frobenius ein aufmunterndes „Leoleoleo“ zu.⁹ Und wenn sein Humor auch gelegentlich eher der Gardeleutnantsvarietät angehört, scheint doch manchmal auch ganz unerwartete Selbstironie hervor: So bestellt er, als Frobenius, um Zugang zu alten Königsgräbern im heutigen Zimbabwe zu erhalten, mit den Nachfahren der dort Bestatteten verhandelt, „beste Grüße an meine dunklen Kollegen“ oder nennt sich im Umkehrschluß nach einem von Frobenius mitgeteilten Herrschertitel „Madsivoo v[on] Doorn“.¹⁰ Angesichts dieses vertrauten Tonfalls muß man es auch ernst nehmen, wenn der ehemalige Kaiser sich ausdrücklich als „treuer Freund“ des Forschers bezeichnet oder ein Schreiben mit der Formel „in alter Freundschaft“ schließt.¹¹

Persönlich gehalten ist die Korrespondenz auch darin, daß sämtliche Briefe des Ethnologen wie auch die Mehrheit derjenigen des ehemaligen Kaisers von Hand geschrieben sind. Ihre Rechtschreibung ist eine eigentümliche Mischung aus Überbleibseln der Zeit, in der die 1859 und 1873 Geborenen schreiben lernten, und – teils mittlerweile zum Durchbruch gekommenen – reformerischen Ansätzen des 20. Jahrhunderts. Beide, vor allem aber Frobenius, haben daneben idiosynkratische Schreibweisen und Inkonsistenzen. Sie wurden für diese Edition nicht normalisiert, zum einen weil sich gerade in dieser Kombination auch die Persönlichkeit der Korrespondenten ausdrückt, zum anderen weil die unbekümmerte Orthographie des Ethnologen ebenfalls die Intimität des Briefwechsels unterstreicht.¹² Ihr entspricht auch, daß er offenbar keine Entwürfe anfertigte, sondern den Text mit zahlreichen Korrekturen und Änderungen gleich an den prominenten Empfänger sandte.

Berücksichtigt man, daß Wilhelm auch im Exil an dem Anspruch festhielt, der rechtmäßige Herrscher Deutschlands zu sein, und dies durch die Beibehaltung eines Hofzeremoniells und seiner Titulatur unterstrich, dann ist auch etwa jene Ansichtskarte ausgesprochen formlos, die ihm Frobenius, dessen Frau, sein engster Mitarbeiter und Nachfolger Adolf E. Jensen und der „Hausmarschall“ Dettlof Graf von Schwerin im September 1936 als Capriccio „mit Chianti auf dem Tisch“ aus dem italienischen Biganzolo schickten, oder auch sein lapidarer „Gruß aus dem dritten Erdteil“ von der Amerikareise 1937.¹³ Schon ganz zu Beginn ihrer Korrespondenz erklärte Frobenius recht unförmlich intim: „Ich bitte Euer Majestät, mich lieb zu behalten.“¹⁴ Und einen in Eile fertiggestellten Brief beendet er sogar mit der ungewöhnlichen Schlußformel „tatüü – tataaaaah!!!“.¹⁵ Verständlich, daß ein Mitarbeiter des Doerner Büros auf der Abschrift eines Frobenius-Briefs als Besonderheit anmerkte: „Irgendwelche höfischen Phrasen

⁸ Nr. 244 und 245.

⁹ Nr. 189 und 195.

¹⁰ Nr. 67.

¹¹ Nr. 67, 147, 148, 152, 176 und 178.

¹² Der einfacheren Lesbarkeit halber sind jedoch die in den Text dieser Einleitung eingebetteten Zitate normalisiert. Die ursprüngliche Schreibweise kann an den nachgewiesenen Stellen der Edition geprüft werden.

¹³ Nr. 237 und Nr. 242.

¹⁴ Nr. 9.

¹⁵ Nr. 82.

machte er bei seiner Unterschrift nie.“¹⁶ Sein Erstaunen ist begreiflich, hielt der ehemalige Kaiser doch an seinem Status fest, unterzeichnete noch die persönlichsten Briefe mit dem Kürzel „IR“ – für „Imperator Rex“ – hinter seinem Namen und hatte ein eigenes Formular für eilige Kurznachrichten, das sie unter aufwendigem Wappenschmuck als „Brieftelegramm Seiner Majestät des Kaisers und Königs“ aus Haus Doorn auswies.¹⁷

Daß er selbst so oft und Frobenius fast ständig das Protokoll eines Schriftverkehrs zwischen Kaiser und Untertan durchbrach, erinnert an eine frühere vertraute Korrespondenz des damals noch amtierenden Kaisers, diejenige mit dem Diplomaten Fürst Philipp zu Eulenburg und Hertefeld,¹⁸ und wirft damit die Frage auf, welche Funktion ein solcher Briefwechsel für ihn haben mochte. Es liegt auf der Hand, daß der vertrauliche, ja ganz wörtlich freundschaftliche Umgang signalisierte, hier werde nicht einfach der scheinbar pflichtgemäß geschuldete Respekt – noch Monate später war der frühere Kaiser beispielsweise darüber gekränkt, daß von den deutschen Universitäten einzig die Würzburger ihm 1929 zum 70. Geburtstag eine Glückwunscharte hatte zukommen lassen¹⁹ – erbracht, sondern er finde bei dem von ihm als Wissenschaftler hoch geschätzten Frobenius auch persönliche Anerkennung. Das höfische Protokoll und sein Aussetzen an vielen Stellen dieser Korrespondenz sind also komplementär: Wenn das Festhalten am Zeremoniell seines Herrschaftsanspruchs nach der von ihm jetzt nicht mehr akzeptierten Abdankung ein Leugnen des Unwillkommenen, nämlich seiner größten Niederlage, darstellte, dann bedeutete die informelle und persönliche Sympathie, die er aus Frobenius' Schreiben herauslesen konnte, daß er von einer ihm wichtigen Autorität trotzdem weiterhin akzeptiert wurde – eine Erfahrung, die Wilhelm nicht häufig gemacht hatte.

II.

Jenem regressiven Element Ihrer Beziehung, bei dem der ehemalige Kaiser scheinbar unverändert seine Herrscheraufgaben erfüllte, entsprach aber auch eine prosaischere Dimension ihres Schriftwechsels. Denn der ureigenen Funktion eines Monarchen, Kunst und Wissenschaft zu pflegen und zu fördern, konnte Wilhelm aus dem nicht unbeträchtlichen Vermögen, auf das er auch nach seinem Sturz noch zugreifen konnte, weiterhin nachgehen. Schon zu seiner Regierungszeit hatte er sie mit besonderer Freude geübt, war er hier doch, da er auf sein Privatvermögen, die sogenannte „Schatulle“, zurückgriff, nicht an lästige Verantwortlichkeiten gebunden und konnte – zumindest dem Anspruch nach – den alten Wunsch seiner Eltern erfüllen, Kompetenz auf allen Bildungsgebieten zu zeigen. Noch während seiner Regierungszeit war er auf diese Weise auch erstmals Frobenius begegnet: Der bereitete 1912 eine Expedition vor, die ihn auf Felsbildsuche in

¹⁶ Nr. 260.

¹⁷ S. Tafel 5.

¹⁸ Philipp zu Eulenburg und Hertefeld, Philipp Eulenburgs politische Korrespondenz, hg. v. John C.G. Röhl, 3 Bde., Boppard 1976–1983.

¹⁹ Nr. 66; s.a. Nr. 222, 260 und 261.

den Sahara-Atlas führen sollte. Um dafür Gelder zu erhalten, hatte er sich auch an den Kaiser gewandt und war, so erinnerten er und seine Frau sich später, für den 16. Dezember zu einer Audienz geladen worden. Frobenius' Stärke lag vielleicht ohnehin weniger im wissenschaftlichen Detail als in der packenden Präsentation weitgespannter Entwürfe, mit der er auch Laien die weltbewegende Bedeutung seines Programms und seiner Entdeckungen ausmalte. So gelang es ihm mit Bravour, den Herrscher für sein Vorhaben einzunehmen. Er wurde zu einem weiteren Gespräch noch am gleichen Tag bestellt, das bis spät in die Nacht dauerte.²⁰ Die Finanzierung der „Kaiser-Expedition“, wie Frobenius sie später nennen sollte,²¹ war so gesichert und offenbar ein bleibender Eindruck geschaffen. Bei Zwistigkeiten mit dem Auswärtigen Amt, für das er 1914 eine Expedition an das Rote Meer unternahm, deren eigentlichem Ziel, einen Aufstand im anglo-ägyptischen Sudan zu entfachen, er jedoch nicht einmal nahe kam, berief er sich zwar auf seine Bekanntschaft mit dessen oberstem Dienstherrn, aber, ob er mit ihm in dieser Zeit in Kontakt stand, ist unbekannt.²²

Die Unterstützung von Expeditionen, also außerordentlichen Unternehmungen, die aus dem regulären Etat von Frobenius' Forschungseinrichtungen nicht finanziert werden konnten, zieht sich auch durch den Briefwechsel der Exilzeit Wilhelms.²³ Dabei konnte diese Hilfe sowohl in der Zuwendung eigener oder vermittelter Geldspenden, von Expeditionsausrüstung, wie den 1934 von Wilhelms Enkel Louis Ferdinand vermittelten Ford-Autos,²⁴ oder im Einsatz seiner Beziehungen zu Regierungsstellen in Deutschland und den Niederlanden bestehen. Entsprechend dienten die oft sehr ausführlichen Berichte, die der Reisende von seinen Expeditionen nach Doorn sandte,²⁵ nicht nur als Information für den an ihnen geistig Anteil nehmenden, jedoch an seinen Exilsitz gefesselten früheren Kaiser, sondern legten auch Rechenschaft über die Verwendung dieser Unterstützung ab.

Aber auch wenn gerade keine Forschungsreise anstand, schilderte Frobenius immer wieder eindringlich den Geldmangel der von ihm geleiteten Institutionen: „Diese Notlage hat etwas geradezu Schauerliches.“²⁶ Solche Klagen hatten einen realen Hintergrund. In der auch wirtschaftlich unruhigen Zeit der Weimarer Republik schwand schließlich die Zahlungsfähigkeit nicht weniger der früheren Mäzene, und Frobenius' Vereinbarungen mit der Stadt Frankfurt und dem Land Preußen bei dem Umzug seines

²⁰ Leo Frobenius, *Kulturgeschichte Afrikas. Prolegomena zu einer historischen Gestaltlehre*, Wuppertal ²1998 (urspr. 1933), S. 3; Janheinz Jahn, *Leo Frobenius. The Demonic Child*, Austin 1974, S. 8.

²¹ Nr. 27, 42, 49 und 141.

²² Zu dieser Expedition Ulrich Braukämper, *Im Spannungsfeld zwischen Wissenschaft und politischem Aktivismus. Leo Frobenius als Geheimagent in Nordost-Afrika*, in: Karl-Heinz Kohl und Editha Platte (Hg.), *Gestalter und Gestalten. 100 Jahre Ethnologie in Frankfurt am Main*, Frankfurt am Main 2006, S. 167–186 und Peter Heine, *Leo Frobenius als politischer Agent. Ein Beitrag zu seiner Biographie*, in: *Paideuma* 26 (1980), S. 1–5.

²³ Nr. 27, 28, 29, 57, 58, 60, 63, 65, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 76, 80, 141, 142, 198, 199, 200, 233, 238 und 239.

²⁴ Nr. 198, 199, 200 und 221.

²⁵ Nr. 20, 21, 51, 52, 54, 55, 58, 61, 62, 65, 68, 70, 72, 73, 74, 151, 185, 186, 193 und 211; s.a. Nr. 224.

²⁶ Nr. 16, 20, 27, 29, 33, 42, 45, 46, 47, 51, 52, 65, 68, 70, 74, 75, 82, 86, 94, 101, 116, 117, 120 (hier das Zitat), 130, 141, 143, 155, 157, 170, 174, 180, 181, 182, 193, 197, 202 und 226.

Instituts für Kulturmorphologie und des Afrika-Archivs dorthin im Jahr 1925 sicherten nur einen geringen Grundstock. Von den Kürzungen der Forschungsfördergelder, aus denen sie einen großen Teil ihres Etats bestritten, waren diese aus privater Initiative entstandenen Einrichtungen daher deutlich stärker betroffen als staatlich fest etatisierte Institute. Die Neigung Frobenius' zu spektakulären öffentlichen Auftritten ist daher nicht nur, wie oft festgestellt wird, seiner extrovertierten Persönlichkeit zuzuschreiben, sondern auch dem harschen Zwang, mit ungewöhnlichen „Marketingmethoden“ Gelder einzuwerben.²⁷

Verschärft wurde die bereits ungünstige finanzielle Lage freilich noch durch Frobenius' unbekümmerten Umgang mit Geld. So begann er etwa eine großangelegte Expedition in den Süden Afrikas, obwohl deren Abschluß noch keineswegs finanziert war.²⁸ Auch Wilhelm mußte dies lernen und erklärte ihm, als er 1929 einen Zuschuß von 18 000 RM für Expeditionskosten zusagte, er werde sie nur in Raten auszahlen: „Das Ganze kriegen Sie nicht, da Sie absolut keinen Schimmer von Finanzverwaltung haben und damit ‚urschen‘ würden wie ein Fähnrich.“²⁹

Doch nicht nur Geld stellte der ehemalige Kaiser seinem bevorzugten Forscher zur Verfügung, sondern auch das soziale Kapital, das mit seiner Stellung verbunden war. Ein sehr wichtiger Geldgeber für Frobenius' Institute war beispielsweise die „Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft“, der Vorläufer der heutigen Deutschen Forschungsgemeinschaft.³⁰ Ihr Präsident Friedrich Schmidt-Ott, Wilhelm aus der gemeinsamen Kasseler Gymnasialzeit gut bekannt, war ein ebenfalls regelmäßiger Korrespondent und Duz-Freund des exilierten Monarchen und hielt ihn über die Entwicklungen auf den von der Notgemeinschaft unterstützten Forschungsgebieten auf dem Laufenden. Dessen Augenmerk hatte Wilhelm auf Frobenius gelenkt und sich gelegentlich sogar direkt für den Forscher eingesetzt.³¹ Auch in die Ministerialbürokratie des Reichs und Preußens hatten Wilhelm und seine Mitarbeiter noch zahlreiche Verbindungen, die sie zugunsten des Ethnologen einsetzten. Insbesondere der Berliner Repräsentant des Hohenzollern,

²⁷ Hans Voges, *Frankfurter Völkerkunde im Nationalsozialismus 1933–1945*, in: Sylvia S. Kasprzycki (Red.), *Ansichtssachen. Ein Lesebuch zu Museum und Ethnologie in Frankfurt am Main*, Frankfurt am Main 2004, S. 130–149; Marcus Riverein, „Der Loki im Walhall der Wissenschaft“. Die Darstellung von Leo Frobenius in der Presseberichterstattung, in: Kohl/Platte, *Gestalter* (wie Anm. 22), S. 61–91. Das Extrem der personalistischen Reduktion findet sich bei Sibylle Ehl, *Ein Afrikaner erobert die Mainmetropole. Leo Frobenius in Frankfurt (1924–1938)*, in: Thomas Hauschild (Hg.), *Lebenslust und Fremdenfurcht. Ethnologie im Dritten Reich*, Frankfurt am Main 1995, S. 121–140, hier: S. 134–139 (dort auch die ältere Literatur).

²⁸ Nr. 72.

²⁹ Nr. 60.

³⁰ Nr. 33, 65, 70, 80, 82, 94, 97, 101, 116, 141, 174, 175 und 202.

³¹ Schmidt-Ott an Schwerin, 29.7.1931 (AEW: 1567). Der in Het Utrechts Archief im niederländischen Utrecht liegende Nachlaß Wilhelms II. ist 1999 auf Mikrofiches aufgenommen und in dieser Form unter dem Namen „Archiv des Ex-Kaisers Wilhelm II. während seines Aufenthalts in den Niederlanden, 1918–1941 (1945)“ in Lisse veröffentlicht worden. Da diese Publikation leichter zugänglich ist als die Archivalien und die unfoliierten Stücke über die Nummern der Mikrofiches genauer lokalisiert werden können als über die der Archivmappen, werden hier nach der Sigle AEW für diesen Bestand jeweils die Mikrofichenummern genannt. Die jeweils mehreren Fiches zugeordneten Archivmappen lassen sich über die von D.T. Koen hierzu erstellte Konkordanz ermitteln, die Bestandteil der Nachlaßpublikation ist, aber auch auf der Internetseite der Bayerischen Staatsbibliothek (<http://www.bsb-muenchen.de/mikro/litup65i.htm>; zuletzt geprüft am 26.3.2008) in München eingesehen werden kann.

Ulrich Freiherr von Sell, stellte Kontakte zu führenden Politikern her.³² Wilhelms Hausmarschall Dettlof Graf von Schwerin besorgte ihm schließlich Zugang zu dem durch Adoption mit ihm verwandten Reichsfinanzminister von Schwerin-Krosigk.³³

Außerdem lenkte der ehemalige Kaiser auch Gaben, die ihm zugedacht wurden, an den Forscher um. So erläuterte nach seinem 70. Geburtstag seine Frau: „In einem Falle habe ich einem Geburtstagsschenker allerdings nahegelegt, mit einer Afrikaspende den Kaiser wirklich zu erfreuen.“³⁴ Und auch zehn Jahre später sollte es zu ähnlichen Geschenken kommen, als Gustav Krupp von Bohlen und Halbach und der Privatbankier und Sammler außereuropäischer Kunst Eduard Freiherr von der Heydt Frobenius' Witwe Geld gaben, mit dem sie Schulden begleichen konnte, die durch Umbauten an Frobenius' Landhaus in Biganzolo über dem Lago Maggiore entstanden waren, die Wilhelm bereits persönlich unterstützt hatte.³⁵ Ein anderes Beispiel ist der deutsch-amerikanische Strumpffabrikant Gustav Oberländer, der schon länger Ausgrabungen des Archäologen Wilhelm Dörpfeld unterstützte. Nachdem der frühere Kaiser ihm eine Audienz gewährt hatte, stellte er ihm nicht unbeträchtliche Geldbeträge zur Wissenschaftsförderung zur Verfügung, die zum Teil sogleich an den Ethnologen weitergeleitet wurden. Durch die Einstellung der Zahlungen Oberländers 1932 sah sich Frobenius schwer getroffen.³⁶ Den exotischen Reiz, den ein Besuch bei „the Kaiser“ auf manche Amerikaner ausübte, konnte er auch wieder nutzen, als er 1937 Walter P. Chrysler, dem Sohn des Autofabrikanten, der ihn bei einer Werbereise durch Amerika unterstützt hatte, eine Audienz vermittelte.³⁷

Amerika schien Frobenius ohnehin ein Land unbegrenzter finanzieller Möglichkeiten: Schon 1931 hatte er daran gedacht, eine „Werbefahrt in die Vereinigten Staaten“ zu unternehmen, um „in diesem merkwürdigen Lande [...] sich eine Publicity zu sichern“.³⁸ Der ehemalige Monarch sollte ihm helfen, dort Kontakte zu knüpfen, u.a. zu seinem bedeutenden deutschstämmigen Fachkollegen Franz Boas, dessen Familie er zu Unrecht in Nähe zum Hof vermutete. Wilhelm ließ sich mit Feuereifer auf die Angelegenheit ein

³² Z.B. Nr. 155, 157 und 167.

³³ Nr. 167 und 170.

³⁴ Nr. 63, Anm. 4.

³⁵ Nr. 260 und der Briefwechsel hierüber zwischen Wilhelm, Schwerin, Krupp und von der Heydt vom Januar und Februar 1939 in seinem Nachlaß (AEW: 1636f.). Von der Heydt hatte Frobenius auf Wilhelms Wunsch auch früher schon unterstützt, wie beispielsweise die Schreiben Wilhelms an ihn vom 7.12.1929 und 21.12.1936 belegen. Bereits am 23.2.1928 hatte er ihn um Unterstützung gebeten: „Ich komme betteln, was ich sehr ungern thue. Es betrifft das unter meinem geheimen Protektorat stehende Cult.Morph. Institut von Frobenius. Es meldet mir verzweifelt, dass die ihm im Sommer für September 1927 fest versprochene Summe des Staats (30.000 M) soeben vom Min. d. Inneren wieder zurückgezogen ist! Das Institut steht vor dem Zusammenbruch. Kann aus Industrie- u. Bankkreisen nicht geholfen werden? Das Institut ist Lebensfrage für die Zukunft unseres Volkes!“ (Stadtarchiv Wuppertal, NL Eduard Freiherr von der Heydt; für die Hinweise auf diese Dokumente bin ich John C.G. Röhl zu Dank verpflichtet).

³⁶ Nr. 116, 120, 128, 132, 133, 141, 142 und 155 sowie die Korrespondenz Dörpfelds mit Wilhelm und seinem Hofmarschall vornehmlich aus den Jahren 1929 und 1930 (AEW: 1564f.).

³⁷ Notiz Schwerins über eine Besprechung mit Frobenius am 30. und 31.3.1937 (AEW: 1633); Frobenius' Mitarbeiter Douglas C. Fox an Schwerin, 4.5.1937 (AEW: 1633); Schwerin an Fritz von Hausberger, 7.9.1937 (AEW: 1634) und Schwerin an Frobenius, 25.10.1937 (AEW: 1634).

³⁸ Nr. 120; s.a. Nr. 117.

und nahm sogleich zwei amerikanische Besucher für Frobenius' Kulturtheorie ein, die ihm und seiner Felsbildausstellung den Weg durch die Vereinigten Staaten bahnen sollten: „Also bitte tun Sie keine weiteren Schritte, gehen Sie *keine* weiteren *Bindungen* ein, sondern überlassen Sie das mir und den beiden begeisterten Kultur-Amerikanern.“ Prompt witterte er „Morgenluft für Mein Institut“. ³⁹ Schließlich erwartete er bei aller sonstigen Mißachtung amerikanischer Bildung, daß sein Name dort Gewicht habe und auch für Frobenius Gelder gewinnen könne. Zustimmend beurteilte er etwa die Überarbeitung eines von ihm unterbreiteten Manuskripts durch einen befreundeten amerikanischen Journalisten: „So ein Amerikaner der urplötzlich in das Thema ‚Kultur‘ hineinprojiziert wird, ist natürlich reichlich im Schwindel, aber ich finde doch, daß sein Artikel recht geschickt aufgebaut und für seine absolut kultur-ahnungslosen Landsleute klar geschrieben ist. Es bedeutet für ihn doch einen gewissen Moment, zum ersten Mal mit solch' einem Thema, das immerhin eine ziemliche Höhe der Bildung verlangt, vor das amerikanische Publikum zu treten, das solche geistige Kost bisher noch nicht vorgesetzt bekommen hat. Jedenfalls wird es die dortige Gelehrtenwelt ganz gehörig aufrütteln und auf den Schwung bringen [...]. Es ist noch sozusagen jungfräulicher Boden für unsere Arbeit. Und warum sollten nicht hier und dort aus der Tasche eines geschickt bei seiner Eitelkeit gefaßten Milliardärs etliche Dollars locker werden, zumal wenn ihm so nebenbei angedeutet würde, sein Name werde in Verbindung mit einem von mir geförderten großen Werk gebracht werden können?“ ⁴⁰

Wie hier setzte der ehemalige Kaiser zur Verbreitung seiner Ideen und dann auch derjenigen seines Protégés in den USA hauptsächlich auf den sehr germanophilen Publizisten George Sylvester Viereck, dem Sohn eines angeblichen Hohenzollernsprößlings. ⁴¹ Er sollte ihm helfen, Artikel über den Exilierten und die ihm wichtigen Themen – wie eben die Kulturlehre des Frankfurter Ethnologen – in amerikanische Zeitschriften zu lancieren. ⁴² Der Erfolg blieb jedoch gering, und Frobenius war mit dem gewählten Weg keineswegs zufrieden: „Unverständlich ist mir allerdings, weshalb Herr Viereck nicht ein ansehnlicheres Organ für so wichtige Publikationen gewählt hat“, schrieb er seinem Gönner im Oktober 1927. ⁴³ Der hielt es bei seinem nächsten Anlauf prompt für erforderlich, Vierecks Leistungen und damit seine eigene Wahl zu rechtfertigen: „Es ist eine Tat Vierecks, daß es ihm gelang, die bedeutendste Zeitschrift für diesen Aufsatz zu gewinnen: ‚*Century Magazine*‘ wird von der amerikanischen Intelligenzia in höchstem Ansehen gehalten und bewertet.“ ⁴⁴ In der Tat ist der im *Century Magazine* vom Juni 1928 veröffentlichte Aufsatz der einzige aus dieser Zeit, der sich nachweisen ließ – und er weicht erheblich von Wilhelms Manuskript ab. ⁴⁵

³⁹ Nr. 123.

⁴⁰ Nr. 30.

⁴¹ Willibald Gutsche, Ein Kaiser im Exil. Der letzte deutsche Kaiser Wilhelm II. in Holland. Eine kritische Biographie, Marburg 1991, S. 92f.

⁴² Nr. 22, 24, 26, 28, 29, 38, 39, 40, 41, 42 und 44.

⁴³ Nr. 38.

⁴⁴ Nr. 39.

⁴⁵ The Sex of Nations, in: The Century Magazine 116 (1928), S. 129–139. Für Angaben zur Entstehung dieses Artikels danke ich John C.G. Röhl.

Obwohl der frühere Monarch die amerikanische Republik nicht besonders schätzte, sie für einen „kulturlosen Teich“ hielt und meinte, bestimmte Feinheiten in Frobenius' Lehre seien „für das absolut ahnungslose amerikanische Publikum“ ohnehin nicht geeignet,⁴⁶ verschlang es andererseits diese Theorie in seinen Augen gerade wegen der angenommenen „Kulturlosigkeit“ besonders gierig.⁴⁷ Vor allem aber wollte er über die Vereinigten Staaten wieder nach Deutschland zurückwirken: Zu einem Manuskript über Frobenius' Kulturlehre, das der Exilmonarch in der Hoffnung verfaßt hatte, eine amerikanische Zeitschrift werde es publizieren, bemerkte er: „Außerdem werden Sie bei Behandlung der Staatsform zwischen den Zeilen lesen, daß es für ‚zu Hause‘ in usum delphini geschrieben ist, um die Ochsen zu warnen [...]. Kommt sowas über Amerika, dann sperren sie das Maul auf, schimpfen, aber lesen und drucken es; weil es vom ‚Ausland‘ kommt, macht es mehr Eindruck.“⁴⁸ Oder einige Monate später: „Der Aufsatz wird in der angloamerikanischen Welt ein gewaltiges Aufsehen machen und erst gar bei unseren ‚Alten‘ zu Haus, wenn er von ‚drüben‘ herüberkommt!!“⁴⁹

In seinen Texten für amerikanische Zeitschriften tritt der Hohenzoller bereits in einer Funktion auf, die über bloßes Mäzenatentum und das Herstellen von Kontakten hinausgeht, nämlich als Propagator von Frobenius' Kulturtheorie, die er sich – in gleichzeitigen Formulierungen wie „Mein Institut“, „Unser Museum“ und „unsere Arbeit“ klingt es ebenfalls an⁵⁰ – zu eigen machte. Dieser Einsatz aus Identifikation wird auch deutlich, wenn er großzügige Unterstützung für Museumspläne des Ethnologen zusagt und die geplante Einrichtung als „Kaiser-Wilhelm-Museum“ sieht, das er – psychologisch aufschlußreich – sogleich „als Gegenpol zum ‚Kaiser-Friedrich-Museum‘“ auffaßt, dem nach seinem Vater benannten Museum europäischer Kunst.⁵¹

Also auch diesseits des Atlantik wollte er für ‚seinen‘ Forscher in der Öffentlichkeit wirken: Im Herbst 1930 schrieb Frobenius auf den Wunsch seines Gönners einen „Bericht über den Sinn des Kulturablaufes“, aus dem schließlich seine „Schicksalskunde“ hervorgehen sollte.⁵² Wilhelm war von der Lektüre gepackt, trug ihre Thesen zufälligen Besuchern vor und entschied sich schließlich, daraus einen Vortrag für ein auf den 28. April 1931 eigens eingeladenes Publikum zu entwickeln, den er dann auch im Privatdruck verteilte.⁵³ Ursprünglich hatte er sogar an eine Verlagsveröffentlichung gedacht, wovon aber sowohl sein Verleger als auch Frobenius abrieten.⁵⁴ Von 1933 an hielt er dann jedes Jahr vor ausgewähltem Publikum einen Vortrag über Fragen früher Symbo-

⁴⁶ Nr. 22 und 24.

⁴⁷ S.a. Nr. 123 über zwei „kultursuchende Leute“, zwei „ganz unamerikanisch wirkende Prachtskerls“.

⁴⁸ Nr. 22.

⁴⁹ Nr. 39.

⁵⁰ Nr. 123, 39 und 30.

⁵¹ Nr. 28.

⁵² Nr. 90; Leo Frobenius, *Schicksalskunde im Sinne des Kulturwerdens*, Leipzig 1932 und Weimar 1938.

⁵³ Nr. 95, 96, 97, 99, 104, 105, 106, 107, 109 und 110.

⁵⁴ Hermann von Hase an Schwerin vom [6].7.1931 (FI: LF 605/15) und Jensen an Schwerin vom 13.7.1931 (FI: LF 604/8). Diese Notation bezieht sich auf Stücke aus dem Frobeniusnachlaß (LF) im Archiv des Frobenius-Instituts in Frankfurt am Main (FI). Angegeben werden jeweils die Nummer der Archivmappe und des Blatts darin.

lik, der in der Regel anschließend veröffentlicht wurde.⁵⁵ Diese Texte dienten zwar der Erläuterung speziellerer Fragen und nicht einer Gesamtdarstellung der Frobenius'schen Lehre, aber auch hier stand die Methode dieses Forschers im Mittelpunkt – kaum erstaunlich, waren er und sein Institut doch jeweils maßgeblich an Materialauswahl und Thesenerstellung beteiligt, so daß auch hier dessen Gedankengut in Laienkreise hineingetragen wurde, die der Name des ‚Autors‘ anzog.

III.

Woher stammte aber das Interesse, das diese ungewöhnlichen Aktivitäten des ehemaligen Kaisers leitete? Neben politischen und persönlichen Motiven, auf die noch einzugehen sein wird, spielt hier eine genuine Faszination von den Ursprüngen und Beweggründen der europäischen Kultur eine Rolle. In charakteristischer Weise nahm er dabei die Orientierung an der Antike auf, die dem humanistischen Bildungsideal entsprach, das Eltern und Erzieher ihm in seiner Jugend hatten nahebringen wollen, relativierte es aber sogleich, indem er sich auf seine Bedingtheit durch eine noch frühere Epoche konzentrierte. So ließ er einen Adjutanten in einem zur Veröffentlichung in einer Zeitschrift bestimmten Manuskript eines Scheininterviews feststellen, den „leitenden Grundgedanken“ seiner „archäologischen Studien“ bedeute „die Feststellung der Wurzeln, aus denen sich die hellenische, antike Kunst entwickelt hat, und das Schlagen oder Finden einer Brücke, um den Einfluß des Ostens auf den Westen in kultureller Beziehung zu ergründen“.⁵⁶ Dieses spezielle Interesse, dem ‚Wilhelm der Plötzliche‘ mit erstaunlicher Zähigkeit anhing, eint schließlich auch die Trias seiner bevorzugten Wissenschaftler: Seine Korrespondenz mit dem Archäologen Wilhelm Dörpfeld kreist um dessen Versuche, das homerische Griechenland und seine Ursprünge zu rekonstruieren, wobei dessen – von der Fachwelt nicht angenommene – These einer arabisch-phönikischen Einwanderung nach Griechenland im Mittelpunkt stand; hier fand der Navalismus des flottenbegeisterten Ex-Kaisers Anknüpfungspunkte. Der evangelische Theologe und Sumerologe Alfred Jeremias erläuterte ihm mesopotamische Vorläufer des Alten Testaments, aber auch des Gottesopfermythos; hier konnte Wilhelm seinem Antisemitismus nachgeben, indem ein Brückenschlag von Sumer zum Christentum dessen jüdische Traditionen zu überspielen erlaubte: „Schon in der sumerischen Hochkultur [...] sei der Haupt- und Fundamentalgedanke der sumerischen Religion: die ‚Erlösung der Welt durch einen von der Himmelsjungfrau geborenen Weltenerlöser, der das Martyrium erleiden muß,‘ schon längst ins religiöse Leben der Sumerer übergegangen, ehe ein einziger Semit irgendwo in die Erscheinung getreten sei. Also sei diese unsere Vorstellung niemals auf Semiten oder gar Juden, sondern ausschließlich auf die Sumerer zurückzuführen!!“⁵⁷ Frobenius

⁵⁵ Die chinesische Monade, ihre Geschichte und ihre Deutung, Leipzig 1934; Studien zur Gorgo, Berlin 1936; Vergleichende Zeittafeln der Vor- und Frühgeschichte Vorderasiens, Ägyptens und der Mittelmeerländer, Leipzig 1936; Das Königtum im alten Mesopotamien, Leipzig 1938 und Ursprung und Anwendung des Baldachins, Amsterdam 1939.

⁵⁶ Nr. 22a.

⁵⁷ Nr. 66; s.a. Nr. 67; zu dieser Ansicht Wilhelms und ihren Vorläufern bereits während seiner Regierungszeit Michael Spöttel, Leo Frobenius: Des letzten deutschen Kaisers Ethnologe, in: Stefan Sa-